

1)

Opfer.

Von Dorothee Goebeler.

(Nachdruck verboten.)

Er hatte sie aus Liebe geheirathet, das heißt, so recht eigentlich wußte er wohl überhaupt nicht, was Liebe ist.

Er war Vertreter eines großen überseeischen Hauses und hatte sich von kleinen Anfängen zu seiner jetzigen Vertrauensstellung emporgearbeitet. Sein Einkommen war nicht gerade bedeutend, aber doch hoch genug, um auf seiner Basis einen geordneten, behaglichen Haushalt zu begründen, und er sehnte sich nach diesem Haushalt. Von klein auf unabhängig und frei von allen Verpflichtungen gegen Andere, hatte er die Freuden des Lebens nach allen Richtungen kennen gelernt, jetzt war er in die Jahre gekommen, wo dem Junggesellen das Hotelleben über wird. Er sehnte sich nach Ruhe und Ordnung, nach alle dem, was nur eine Frau dem Manne zu bieten vermag.

Zuerst spekulierte er auf eine reiche Partie, bald aber gab er diesen Gedanken auf. Als guter Rechner sah er nur zu schnell, daß die wohlhabenden Mädchen neben dem Gelde auch einen ganzen Sad voll Ansprüche in die Ehe bringen. Ansprüche zu befriedigen, lag indessen durchaus nicht in seinem Sinn.

Was er brauchte, war eine Frau, die ruhig die Häuslichkeit besorgte, sein Behagen über alles stellte und ihn im übrigen seiner Wege gehen ließ. In Martha Bucher glaubte er die Rechte zu finden. Sie stammte aus kleinen Verhältnissen und hatte an zahlreichen jüngeren Geschwistern seit Jahren Mutterstelle vertreten. Forderungen an das Leben zu stellen, war ihr nie in den Sinn gekommen, ihr ruhiges, bescheidenes Gemüth ließ sie im engen Rahmen der Familie vollkommenes Genügen finden. So bot sie ihm alle Garantien für jenes Frauenideal, das er suchte.

Als er ihr seinen Antrag machte, war sie thatsächlich verblüfft. Gänzlich mittellos, wie sie war, hatte sie nie auf eine Heirath zu hoffen gewagt, am allerwenigsten auf eine solche mit Heinrich Martens. Der hübsche, intelligente Mann, der so ruhig und sicher vorwärts strebte, hatte ihr vom ersten Tage an gefallen; an seiner Seite durchs Leben zu wandern, schien ihr das höchste Glück der Welt. Mit Freuden legte sie ihre Hand in die seine.

Er hatte ihr schon im Anfang ihrer Verlobung gesagt, daß sie ihre Wirthschaft sehr sparsam einrichten müßten, und sie hatte dies sehr vernünftig gefunden. Großprojerei war ihre Sache auch nicht, trotzdem war sie sehr schnell dahinter gekommen, daß ihre Ansichten in diesem Punkte bedeutend auseinandergingen.

Auf der Suche nach einem neuen Heim hatte sie eine recht hübsche Wohnung gefunden. Zwei Zimmer und Küche, alles modern und elegant eingerichtet, mit Balkon und Erker. Allerdings lag das Quartier direkt am Tempelhoferfelde, allein es war billig, kostete nur vierzig Mark Miete im Monat und lag zudem in der ersten Etage. Er hatte ihr gesagt, daß sie bis vierzig Mark gehen dürften, und sie überlegte sofort, daß sie in der hübschen bequemen Wohnung kein Mädchen gebrauchten, und er für den ersparten Lohn bei der Pferdebahn abonniren konnte. Die Haltestelle war direkt vor der Thür, und die Fahrzeit bis zu seinem Komptoir betrug höchstens zehn Minuten. Freudestrahlend berichtete sie ihm von ihrer großartigen Entdeckung.

Er machte ihr indessen sofort einen Strich durch die Rechnung. Was sie sich denn wohl eigentlich dachte! Draußen am Felde, wo er das Komptoir in der Krausenstraße hatte! Wenn er mittags und abends nach Hause ging, wollte er nicht noch durch die halbe Stadt laufen.

„Aber, Du könntest ja fahren,“ warf sie schüchtern ein. „Ich habe es mir schon berechnet, wenn wir kein Mädchen nehmen, haben wir das Abonnement heraus.“

Er blieb dabei, es sei ihm zu unbequem.

„Und wenn wir nun in der Stadt mieten, glaubst Du nicht, daß es dort noch theurer ist?“

„Ich sagte Dir ja, bis Bierzig können wir gehen, allenfalls Fünfundvierzig, und dafür giebt es schon in meiner Gegend etwas. Wir wollen uns mal zusammen umthun.“

Und sie thaten sich um und fanden auch etwas, dicht bei

seinem Komptoir in der Kanonierstraße. Wieder zwei Stuben und Küche, aber vier Treppen hoch und alles altmodisch, unbequem, häßlich eng und veräuchert, auch ging der Miethepreis noch zehn Mark über ihr festgesetztes Budget hinaus.

Martha Bucher fand die Wohnung gräßlich, Heinrich Martens eigentlich auch. Da sie indessen für ihn hübsch bequem zu erreichen war, und er auch den ganzen Tag im Geschäft zu thun hatte, nahm er sie, ohne weiter zu handeln. Als Martha auf dem Heimwege über die theuere Miete sprach, zuckte er die Achseln: „Wir müssen dann eben etwas anderes streichen. — Ich habe schon gedacht“ — er zögerte etwas — „Du meinstest neulich mit dem Mädchen . . . wenn wir die wirklich noch fehlen ließen, wenigstens die ersten Monate . . .“

„Aber gewiß doch, gern!“

Sie war sofort bereit. Im Innern dachte sie freilich, daß die andere Wohnung nur im ersten Stock gelegen und daß zwischen einer und vier Treppen ein gewaltiger Unterschied sei. Sie fand ihn sehr egoistisch. Lange dauerte ihre Bestimmung indessen nicht. Sie beruhigte sich mit dem Gedanken, daß er dies schon besser verstehen würde. Die Männer verstanden ja alles besser.

Auf der Hochzeit sah sie sehr glücklich und heiter aus, auch Heinrich Martens überbot sich in Liebenswürdigkeiten. Es war eine überaus fröhliche Hochzeit. Die ganze Verwandtschaft schwamm in Rührung und Borne. Er hatte sie ja aus Liebe geheirathet — aus Liebe!

Die ersten Wochen lebten sie recht glücklich mit einander. Das Verheirathetsein war ihm noch zu neu, als daß diese Neuheit nicht auch ihre Reize für ihn hätte haben sollen. Er fühlte wirklich so etwas ähnliches wie Liebe für sie, keine poesievolle, himmelhoch jauchzende Liebe, aber doch eine beinahe zärtliche Zuneigung. Ihr still geschäftiges Sorgen gefiel ihm, und die ruhige Gemüthlichkeit, die von ihr ausging, bot ihm, den an das Wirthschaftsleben Gewöhnten, ein eigenthümliches Behagen.

Mit der Zeit wurde das indessen anders. Der Reiz der Neuheit verschwand, die Häuslichkeit begann ihn zu langweilen, er verlangte Abwechslung und suchte seine alten Freunde und Bestrebungen wieder auf. Zuerst ging er nur einmal in der Woche aus, dann öfter, schließlich alle Abende. Als sie sich darüber wunderte, beschwichtigte er sie lachend:

„Geschäfte, Kleine! Ein Kaufmann kann nicht immer daheim sitzen und den Galanten spielen. Er muß hinterher sein, immer neue Verbindungen anknüpfen, Bekanntschaften machen. Verstehst Du?“

Sie war eine vernünftige Frau und sie verstand, oder redete sich wenigstens ein, zu verstehen. Mit der Zeit stieg jedoch eine merkwürdige Unruhe in ihr empor. Sie sahen einander fast nur noch frühmorgens oder mittags, am Sonntag, dem einzigen Tage, an dem er zu Hause blieb, schlief er, verdrießlich und verkatert, bis in den späten Nachmittag hinein.

Wenn sie darüber nachdachte — und sie hatte Zeit zum Nachdenken in ihrer Einsamkeit — schossen ihr allerhand wirre Gedanken durch den Kopf. Warum war es jetzt so anders? Befriedigte sie ihn nicht mehr? Liebt er sie nicht? Sie verlangte nicht, daß er immer daheim blieb, aber es schmerzte sie, daß er gar nicht nach ihren Wünschen, ihren Bedürfnissen frug, daß sie ihm gewissermaßen nur die Köchin war. Sie hatte sich ihre Ehe immer etwas gemüthlicher gedacht. Lebte ihre Mutter noch, so hätte sie sich aussprechen können; so aber blieb sie mit sich und ihrem Gram allein. Zum Vater oder den Verwandten zu klagen, war sie zu stolz; Heinrich Martens hatte den Verkehr mit jenen auch so gut wie abgebrochen. „Familiensimpelei“ war nicht nach seinem Sinn.

Eine ganze Zeit trug Martha ihren Kummer schweigend, aber dann faßte sie sich endlich ein Herz und sprach sich zu ihm selbst darüber aus. Er lachte wieder: „Geschäfte! Du weißt es ja!“

„Auch nachts?“

Sie wußte selbst nicht, wie ihr das spottende Wort so rasch entfahren konnte; er aber fuhr empor, als ob er nur darauf gewartet hätte:

„Ja — auch nachts!“ Was ihr wohl eigentlich einfiel!

Ob sie ihn bevormunden wolle? Ein Pantoffelheld wäre er schon lange nicht!

„Das will ich auch nicht, und —“

„Und vorläufig bin ich noch Herr im Hause und gehe wann und wohin ich will. Daß wir uns einrichten müssen, habe ich Dir gleich gesagt. Zum Vergnügen haben wir nichts übrig . . .“

„Aber — aber! — —“

Er wartete ihre Entschuldigung nicht ab, mit einem Fluch riß er den Hut vom Nagel und ging. Sie blieb in Thränen zurück.

In dieser Nacht kam er garnicht nach Hause. Auch am nächsten Tage ließ er sich nicht sehen. Martha verging fast vor Angst und Unruhe. Ihre erregte Phantasie spielte ihr allerhand schreckhafte Bilder vor. Wenn ihm nun etwas passiert war!

(Schluß folgt.)

Die erste Eisenbahn in China.

In der letzten Nummer des „Economiste français“ schildert Leroy Beauclieu seine Reise nach Peking. Das „Journal des Debats“ entnimmt dem Artikel den Abschnitt, der sich mit der ersten chinesischen Eisenbahn beschäftigt. Leroy Beauclieu schreibt:

Seit drei Monaten giebt es in China eine fertige Eisenbahn. Die erste bedeutendere Stadt des „himmlischen Reiches“, die durch das neue, vom Abendlande importirte Behikel mit der Außenwelt verbunden wird, ist die Hauptstadt Peking, und das kleine Eisenbahnhetz der Provinz Tschili ist noch das einzige dieses Riesenreiches. Es hat im ganzen eine Länge von 467 Kilometern; 127 Kilometer entfallen auf die Linie, die von Peking nach Tientsin führt, 43 Kilometer auf die Linie Tientsin—Tangkou. Tangkou ist oberhalb des Forts Laku gelegen; das letztere beherrscht die Mündung des Flusses Pei-ho. Von hier läuft die Eisenbahn 293 Kilometer lang bis nach Schan-hai-twan bis zur Stelle, wo die große chinesische Mauer an das Meer stößt. Von hier führt noch ein kleiner 64 Kilometer langer Strang nach Nordosten. Der Bau dieser Eisenbahn ist hauptsächlich durch den durch seine Reisen in Europa bekannt gewordenen Vizekönig Li-Hung-Chang betrieben worden. Die erste Strecke verband seine Kohlenbergwerke von Kaipeßig mit dem Flusse Petang, nördlich vom Pei-ho. Von hier aus wurde sie später auf der einen Seite bis Tientsin, auf der anderen bis Schan-hai-twan fortgeführt. Wäre der Bau mit etwas mehr Eifer betrieben worden, so hätte die Eisenbahn im chinesisch-japanischen Kriege schon große Dienste leisten können. Es besteht die Absicht, die Bahn bis nach Mulden in der Mandchurei weiterzuführen. Eine Abzweigung soll nach Newchwang, dem offenen Hafen des nördlichen Petchili, der 1895 von den Japanern besetzt war, gebaut werden. Aber die Arbeiten auf jener Seite gehen nur langsam von statten, während die Linie Peking-Tientsin in einem Jahre vollendet war.

Alle oben genannten Linien sind bereits dem Verkehr übergeben. Zwischen Tientsin und Tangkou verkehren täglich in beiden Richtungen je vier Züge, zwei zwischen Tangkou und Schan-hai-twan und zwei zwischen Tientsin und Peking. Am 1. Oktober lief zwischen den beiden letztgenannten Städten täglich nur ein Zug, der diese Strecke in 5 Stunden zurücklegte; der jetzige „Express“ braucht nur noch 3 Stunden 58 Minuten. Die Ueberschüsse der Linie Peking—Tientsin belaufen sich im Mittel auf 3000 Taels (8000 Mark) pro Jahr. Das macht 24 000 Mark pro Kilometer und Jahr. Dieses großartige Resultat hat so ermuthigt, daß man schon dabei ist, auf der kaum fertigen Linie — deren Verwaltung noch bis vor kurzem Platate angehängen hatte, des Inhalts, daß die Reisenden nur auf eigenes Risiko und Gefahr, ohne Verantwortung der Verwaltung befördert werden — ein zweites Geleise zu legen.

Die Konstruktion der Bahn ist übrigens eine durchaus solide. Die Schienenstränge haben die normale Breite der europäischen, der Bahnkörper besteht nicht bloß aus aufgeworfenem Sand, wie das bei Bahnbauten in neuerschlossenen Ländern häufig der Fall ist, sondern ist von Steinen aufgeführt. Die technischen Schwierigkeiten, die es zu überwinden galt, waren im ganzen nicht allzugroße. Nur ein, allerdings nicht unbedeutlicher Theil des Bahnkörpers war durch Sumpfboden, der periodisch der Ueberschwemmung ausgesetzt ist, zu führen, so daß die Ausführung starker Dämme sich nöthig machte. Der Pei-ho und mehrere andere Wasserläufe sind durch Brücken überspannt, die auf Steinspielfen ruhen. Die Eisenbahn, die dem chinesischen Staat gehört, ist von englischen und amerikanischen Ingenieuren ausgeführt worden. Ihnen ist jetzt noch die technische Leitung der Betriebe anvertraut. Die Maschinen und Heizer sind ebenfalls Europäer, das übrige Personal jedoch, das der Stationen, die Schaffner, die Hilfsarbeiter etc. sind Chinesen; auch die finanzielle Leitung der Bahn liegt in den Händen chinesischer Beamten.

Die Einrichtung der Waggons selbst ist nicht sehr luxuriös, aber genügend für eine so kurze Reise, und die Nothbänke der 1. Klasse sind in diesem schmutzigen Lande jedenfalls weicheren Polsterfischen vorzuziehen. Die Waggons der 2. Klasse haben nur gewöhnliche Holzbanke. Viele Chinesen reisen auch in den Güterwagen.

Was das Reisegepäck betrifft, das übrigens nur die Europäer in größeren Massen mit sich führen, so wird dies einfach mit in das Koupee hineingeschoben. Die Fahrpreise sind sehr mäßig. Von Tientsin bis Peking bezahlt man 5,10 M. für die erste (4 Pf. pro Kilometer) und die Hälfte für die zweite Klasse.

Drei Li oder etwa 1500 Meter vor den Thoren von Peking hält der Zug, das Innere der Hauptstadt selbst wird durch das profane Dampfrohr nicht entweicht. Die Neugierde treibt wohl täglich große Massen nach der Station. Nachdem man das vollkommenste der modernen Transportmittel, den Eisenbahnzug verlassen, muß man sich, um nach der Stadt zu gelangen, dem Primitivsten, anvertrauen, was wohl je die Menschheit an Beförderungsmitteln besessen. Die sibirische Tarantula ist, verglichen mit dem zweirädrigen Karren von Peking, das bequemste Behikel, das sich denken läßt. Nach einer halben Stunde qualvoller Fahrt, während der man von rechts nach links, von vorn nach rückwärts gehörig durchgeschüttelt worden ist und in fortgesetzter Angst gelebt hat, umgeworfen zu werden, befindet man sich unter den Mauern der Hauptstadt. Um die etwa 25 Fuß hohe Mauer zieht sich ein schmutziger, halb verschütteter Graben. Man überschreitet die Brücke, gelangt durch das Thor in einen halbmond-förmigen Vorhof und tritt von hier durch ein zweites Thor in Peking ein.

Gegen die Neuerung der „barbarischen Abendländer“ sträuben sich noch weite Kreise der chinesischen Bevölkerung mit Zähnen und Klauen. Sogar viele Mitglieder des Tsang-Li-Jam-n, des auswärtigen Amtes, protestiren gegen die Profanirung der heiligen Erde. Aber trotz des Widerpruchs der Beschäher des heiligen Drachens wird China mehr und mehr von Eisenbahnen durchzogen werden. So soll die Linie Tientsin-Shang-hai-twan bis nach Kirin in der Mandchurei verlängert werden, wo sie auf die von den Russen in Angriff genommene Strecke stoßen wird. Die Arbeiten schreiten hier allerdings nur langsam fort.

Es sind außerdem noch eine Reihe anderer Linien geplant, so vor allem die von Peking nach Hankeou. Diese Linie würde rund 1100 Kilometer lang sein und wenn auch nicht durch einen der reichsten, so doch durch einen sehr bevölkerten und schönen Landstrich des großen Reiches führen.

Eine französisch-belgische Gesellschaft hat von der chinesischen Regierung die Konzession zum Bau dieser Bahn erhalten. Ein anderes Netz soll Shanghai als Mittelpunkt erhalten. Die kurze Strecke von 18 Kilometern, welche 1876 von Europäern von dieser Stadt nach Woosung gebaut, nach Ablauf eines Jahres aber von den chinesischen Behörden wieder geschlossen worden war, soll neu errichtet werden. Für eine weitere Strecke, die Shanghai mit Nanking verbinden soll, sucht man die Kapitalien zu erhalten. Diese Linie soll Sau-Tschau berühren, eine Stadt, welche durch den Vertrag von Simonofski den Fremden geöffnet ist. Sie führt durch einen dicht bevölkerten Theil des Landes, in dem große Massen Seide und Baumwolle produziert werden. Schließlich sei noch eine Linie erwähnt, die bereits von europäischen Ingenieuren tracirt wird, sie soll von Peking aus nach Südosten bis nach Tai-Yuen, der Hauptstadt von Shan-Si, geführt werden.

Alle diese Projekte stehen noch auf dem Papier, und es dürfte noch geraume Zeit dauern, bis sie verwirklicht sind; aber früher oder später — sie werden verwirklicht werden. —

Kleines Feuilleton.

—o— Die Wellebue-Brücke. Mit donnerndem Gepolter rollen die Eisenbahnzüge über den Köpfen der Fußgänger. Das Eisenwerk zittert und stößt unter dem rücksichtslosen Dahinstürmen der Züge, die aus der inneren Stadt kommen oder hineineilen in das Häusermeer. Wenn sie über die Brücke hinweg sind, hört man nur noch das Stöhnen ihrer Räder auf die Schienenlöpfe. Ein schauerlicher Ton, der vom Rollen der Züge übertönt wurde, bohrt sich in die Ohren Aller, die den Weg unter der Eisenbahnbrücke benutzen. Die abgepannten Blicke der Geschäftsmädchen und Buchhalter, die vom Bahnhof die Treppe heraufkommen, suchen den Feiermann, der in der Mitte des Steges sitzt und seine Beine vorstreckt, die ebenso gebrechlich sind, wie die Melodien seines Kastens. Von jenseits kommen mehrere Reifen eleganter Damen in langen Theatermänteln und bunten seidnen Tüchern um den Kopf. Sie lächeln und plaudern. Sie sehen, ebenso wie die Offiziere hinter ihnen, den Feiermann nicht. — Er sitzt hier stundenlang in dem fasten Nebel, der vom Wasser aufsteigt, das schwarz dahin fließt. Die Spiegelbilder der Laternen von den Stromauf und Stromabwärts liegenden Brücken ringeln sich wie lange schillernde Schlangen auf der glatten Wasserfläche. Der Mond gießt seinen Schein in einem Silberstreifen bis unter die Brücke. Die wenigen Petroleumlampen am Uferweg, der neben dem Wellebuepark entlang läuft, sehen todt und trübe aus. Auf der anderen Seite ziehen sich die Gasflammen der Calvinstraße wie klare Lichtperlen hinunter. Hinter den geraden massigen Häuserfronten flackern aus den Schornsteinen und Offnen der Vorjischen Fabrik rauchige Flammen empor, die flimmernd die Riesenplakate der Seitenwand des letzten Hauses der Calvinstraße beleuchten. Ein durcheinander wogendes Bochen und Hämmern dringt gedämpft herüber. Es scheint die einstönige, zerrissene Melodie des Feiermannes zu begleiten. Während dort sich das laute, übergroße und unruhige Moderne niedergelassen hat, erblickt man jenseits hinter dem Park das romantische Allerthümelnnde: Das Schloß Wellebue. Es liegt todt und

lichtlos hinter den laublosen Zweigen der Bäume. Hinter den dunklen Fenstern ist niemand, der auf die eindringliche Musik der Fabrik, der vorüberstürmenden Züge und des verstümmelten Feiermannes lauschen könnte. Der Wasserstreifen am Schloß scheint still zu stehen. Aber er geht vorwärts — immer vorwärts. Unmerklich — immer vorwärts. Wohin man von dieser Brücke blickt und was man auch sehen mag, es erhält einen eigenartigen Rahmen von dem Eisenwerk der Brücke, das sich wie ein riesiges Spitzengewebe von Ufer zu Ufer spannt, und zwischen dem man dahinschreitet, wie die Menschheit aus der Vergangenheit durch die harte Gegenwart in die freie, lichte Zukunft. — — —

d. g. Eine interessante Sammlung von Alt-Berliner Neujahrskarten besitzt das märkische Provinzial-Museum. Die originellen Dinger sind in der königlichen Eisengießerei und zwar aus — Gußeisen hergestellt. Sie stammen aus den Jahren 1805 bis 1813 und 1823—1832. Größtentheils enthalten sie in flacher Relief-Darstellung Berliner Ansichten, besonders solche vom alten Gießhaufe, dessen Schmelzöfen und Werkstätten mehrfach wiederkehren. Außer der Bezeichnung „Neujahr“ und der Jahreszahl findet sich keinerlei Reim oder Inschrift darauf. Die späteren „Jahrgänge“ zeigen neben der eisernen Brücke von Charlottenburg und dem Kreuzberg-Denkmal auch Ansichten fremder Städte, so z. B. die porta nigra von Trier. Daneben erblickt man auch idealisirte Freundschafts- und Liebestempel. Diese gußeisernen Karten sind unso merkwürdiger, als man in ihnen die ältesten Erzeugnisse der Berliner Neujahrskarten-Industrie vor sich hat. Im vorigen Jahrhundert und noch bis in das erste Decennium des jetzigen hinein wurden die Neujahrskarten alle aus Frankreich oder Wien bezogen, nur die großen Bilderbogen wurden in Berliner Druckereien angefertigt. Erst von den dreißiger Jahren an nahm die Neujahrskarten-Industrie in Berlin einen größeren Aufschwung. Heute beherrscht Berlin in diesem Artikel den Weltmarkt. —

Literarisches.

g. h. Marcel Prevost. Was Frauen schreiben. Deutsch von W. Buttler. Leipzig 1897. Wiegand. — Prevost bietet hier eine Reihe kleiner Geschichten in Zwiegespräch und Briefform. Mit hervorragender Geschicklichkeit sind die Stoffe in die Form gepreßt, mit außerordentlicher Feinheit dem alten Lied vom Ehebruch und außerehelicher Liebe immer noch eine neue Note angefügt. Das ist aber auch alles Lob, welches man dem Buch aussprechen kann. Sonst ist es nur das angenehme Geplauder eines geistreichenden Hohlkopfes; nirgends ein starkes Gefühl oder eine greifbare Figur. Wie Schemen und Schatten zieht alles vorüber, und nicht eine dieser mehr oder minder schlüpfrigen Geschichten vermag einen Eindruck zurückzulassen. Dort, wo Prevost einen Anlauf zu ersterem nimmt, wie in „Aus Erfahrung“ und „Fräulein Heubiers Mann“ reicht seine Kraft nicht aus. Trotzdem sind diese beiden Erzählungen noch die einzig lesenswerthen unter den 22 Stizzen. —

Kunst.

— Die Berliner Bödlin-Ausstellung ist bereits von 30 000 Personen besucht worden. Einen so starken Zuspruch hatte selbst die Ausstellung in Basel, der Heimath des Künstlers, nicht aufzuweisen. —

— F. v. Uhdes' vielbesprochenes Bild „Himmelfahrt“ ist jetzt, nachdem der Künstler einige Aenderungen an der Christusfigur vorgenommen hat, für die bayerischen Staatssammlungen angekauft worden. —

Kultur-Geschichtliches.

— „Erzellenzen-Bibeln“. Im Jahre 1756 kam in Braunschweig Einer auf die Idee, eine Bibel herauszugeben, in der er den Text der Lutherschen Uebersetzung mit dem schwülstigen Pops- und Kurialstil seiner Zeit verbrämte. Es heißt in diesen Bibeln also nicht „auf des Kaisers Erkenntniß“, sondern auf Seiner Majestät Erkenntniß, statt „Bant“ Kanapee, statt „Fürsten“ Kommandanten und statt „dem theuren Landpfleger Feliz“ (Apostelgesch. 23, V. 6) dem hochwohlgeborenen Herrn Landpfleger. —

Völkerkunde.

k. Aus den Geheimnissen der chinesischen Küche. Man darf sich nicht einbilden, daß die Chinesen ausschließlich oder gar mit Vorliebe Matten, Mäuse und Regenwürmer verspeisen. Der Chinese ist vielmehr ein geborener Koch und würde er zur Zubereitung der Speisen nicht so viel rangiges Del, ja sogar Rizinusöl verwenden, so könnte man die chinesische Küche nicht nur für sehr abwechslungsreich, sondern vielleicht sogar — für schmackhaft erklären, natürlich mit gewissen Einschränkungen. Pfeffer-Wartegg erzählt in seinem Buche: „China und Japan“ sehr hübsch von den in China am meisten üblichen Gerichten: Das Hauptgericht bildet Reis, selbst bei dem größten Bankett, der Reis. Fleisch und Fische werden nur als Beilage zum Gemüse betrachtet, während dieses selbst als Hauptgericht aufgetragen wird. Der Chinese ist ungefähr alles was grün ist; alle unsere Feldfrüchte wie Kartoffel, Kohl, Salat, Bohnen, Erbsen, Knoblauch, dann auch unzählige Wasserpflanzen, Blätter, Wurzeln und Stengel, junge Bambussprossen, selbst das frische Seegrass. Nicht ganz so reichhaltig aber doch reichhaltig genug, ist die Liste der Fleischspeisen. Rinder werden fast gar nicht gegessen, sondern nur als Lastthiere ge-

züchtet. Bei Uoberschweinnungen z. B. wird geradezu verboten, Rinder zu schlachten, um die Götter wieder zu versöhnen. Auch Ziegen- und Hammelfleisch wird nicht gegessen; dagegen wird Kameel- und Pferdefleisch schon häufiger zum Kochen verwendet. Die Nationalspeise aber bildet das Schweinefleisch. Ja, in vielen chinesischen Provinzen versteht man unter Fleisch überhaupt nur Schweinefleisch. Neben Enten und Gänsen, die in China fast nur künstlich ausgebrütet und massenhaft gegessen werden, bilden junge fette Kaken und mit Reis gemästete kleine Möpse, die von wandernden Händlern in an Bambusstangen aufgehängten Holzstäben feilgeboten werden, ein beliebtes Gericht. Diese Möpse werden eigens gezüchtet und sind eine gesuchte Delikatesse. Zwar giebt es namentlich in den Armenvierteln Hunde- und Kaken-Restaurant, aber die dort verwendeten Hunde sind gewöhnlicher Art, die hauptsächlich den armen Klassen zur Nahrung dienen. Ueber der Eingangsthüre hängt gewöhnlich eine Anzahl geschlachteter Thiere, neben ganzen Strängen getrockneter oder geräucherter fetter Katten. Die Wohlhabenden verschmähen ebenso wie die Europäer den Mattenbraten, sind aber z. B. einem „Hundelops à la vinaigrette“ oder einer „Hundeschnausuppe“ durchaus nicht abhold. Alle anderen Arten unseres Geflügels, wie Rebhühner, Wachteln, Schnepfen, Wildenten etc. kommen in den Ebenen China's massenhaft vor und werden eifrig gejagt. Besonders beliebt sind Schwalbennester, die im Innern des Landes 50—100 M. pro Kilo kosten und die hauptsächlich aus Aberglauben gegessen werden; das Nest, welches nicht größer als eine kleine Damenhand ist, besteht aus Seegrassfasern, Federn und dem weißlich durchscheinenden Speichel der Schwalben. Die verschiedensten Arten Schlangen, namentlich Wasserschlangen, werden zu Suppen verflocht; Haifischflossen bilden eine besondere Delikatesse; auch Froschschenkel werden gerne gegessen. Originell ist die Art, wie die Frösche gefangen werden. Der Chinese bindet ein kleines Fröschlein an eine zarte Leine und wirft dann die Angelschnur in das saftige Gras der Reisplanzung, dem Lieblingaufenthalt der alten, fettgemästeten Frösche. Sieht ein alter Quaker dann den Köderfrosch, so beeilt er sich, ihn zu schlucken; nun zieht der Angler die Leine an, saßt den alten Frosch mit der einen Hand und die Leine mit der anderen und zieht das kleine Thierchen dem anderen wieder langsam aus dem Magen heraus. Auf diese Weise werden mit einem Köder in kürzester Zeit viele Frösche gefangen. —

Geographisches.

ie. Die Weihnachts-Insel. Gerade in diesen Tagen wird aus England berichtet, daß das britische Museum in London infolge einer reichlichen Schenkung seitens Dr. John Murray, einen Naturforscher in der Person von C. B. Andrew zur Erforschung der Christmas-Insel aussenden wird. Das bisher fast ganz unbekannte Eiland liegt etwa 400 Kilometer südlich von der Westspitze der Insel Java im Indischen Ocean unter 10 1/2 Grad südlicher Breite. Das kleine Ländchen ist 23 Kilometer lang und 13 Kilometer breit. Ein einziger Europäer wohnt auf der Insel und theilt den Besitz derselben nur mit seiner Familie und einem Duzend malayischer Arbeiter. Nur von Nordwesten her bietet die Insel für Fahrzeuge einen Zugang, während alle anderen Seiten durch Korallenriffe versperrt sind. Der höchste Punkt erreicht eine Höhe von 400 Metern. Von großem Interesse ist die Thierwelt dieser einsamen Insel: Mehrere Vogelarten sind diesem Ländchen eigenthümlich und kommen nirgend anders auf der Welt vor, von fünf Säugethierarten, welche die Insel birgt, sind drei ebenfalls ihr allein eigen, und von 35 Insektenarten sind 23 sonst unbekannt. Es giebt dort weder eine Schlange noch irgend ein gefährliches Thier. Ein großer Theil der Insel ist von dichtem Walde bedeckt, unter den Pflanzen sind prachtvolle Orchideen sehr gewöhnlich. Der Boden schließt an mehreren Stellen wichtige Phosphatlager ein, die man auszubenten gedenkt. Alles in allem ist für die Naturforschung auf diesem kleinen Stück Erde ein reiches Forschungsgebiet gegeben. Uebrigens giebt es noch eine zweite Weihnachts-Insel auf der Erde, mit der diese nicht zu verwechseln ist, jene ist sogar bekannter, sie liegt im Stillen Ocean südlich von den Sandwich-Inseln und wurde von Cook im Jahre 1777 entdeckt und gänzlich unbewohnt gefunden. —

Medizinisches.

ss. Zuckerkrankheit als eine Berufs-Krankheit der Lokomotivführer. Ein Dr. Smith in New-York hatte die Beobachtung gemacht, daß Lokomotivführer besonders häufig an Zuckerkrankheit leiden, und zog daher die Statistik über diese Beamten zu Rathe, aus der sich ergab, daß die Krankheit in der That bei ihnen dreimal so häufig zu sein scheint, als bei anderen Berufsarten. Wahrscheinlich hängt diese Thatsache mit der besonders starken und beständigen körperlichen und nervösen Anstrengung der Lokomotivführer zusammen. Es wird bei dieser Gelegenheit auf einen Fall aufmerksam gemacht, in welchem ein Herr bei einem Unfall vor Schreck zuckerkrank wurde. Ferner wird der Rath hinzugefügt, man solle Zuckerkranken niemals erlauben, den Stand ihrer Krankheit selbst zu beobachten, da dadurch das Nervensystem in beständiger Spannung erhalten und der Zustand verschimmert werde. —

Aus dem Thierleben.

— Wie groß die Fruchtbarkeit der Fische ist, zeigen die Resultate der Fischbrutanstalt in Arneburg in der Altmark. In der letzten Laichzeit des Schnäpels wurden von fünfzig

Mutterkorn 900 000 Schnäpfeiler ergibt, aus denen mindestens 750 000 kleine Schnäpfe zu erwarten sind. Das giebt also nicht weniger als 18 000 Eier auf einen Mutterfisch. —

Meteorologisches.

1. Die Wetterprognose der Zukunft. Man hat in den letzten Monaten manches von den Erfolgen gehört, welche die amerikanischen Meteorologen durch den Aufstieg von Drachen erreicht haben. Bisher hielt sich diese Benützung der Flugdrachen innerhalb der Grenze einer Probe, nach den erzielten Ergebnissen aber soll mit dem kommenden Januar der Versuch gemacht werden, diese Erforschung der oberen Luftschichten in systematischer Weise auf einen großen Theil der Vereinigten Staaten auszudehnen und zur Vervollständigung der Grundlage zur Wettervorhersage zu verwenden. Man kann diesen Entschluß geradezu als den Beginn eines neuen Abschnittes in der Geschichte der wissenschaftlichen Wetterprognose bezeichnen. Wie die Meteorologen selbst zugeben, war die Wetterprognose mit ihren gegenwärtigen Mitteln seit einiger Zeit an der Grenze ihrer Leistung angelangt und mußte sich mit einer Treffsicherheit von etwa 80 pCt. begnügen. Um einen weiteren Fortschritt nach dieser Richtung hin zu machen, bedurfte die Witterungskunde neuer Hilfsmittel, und ein solches ist in dem Drachenaufstieg ohne Zweifel gegeben. Mit Beginn des nächsten Jahres wird das Wetterbureau der Vereinigten Staaten in dem Gebiete zwischen dem Felsengebirge und der atlantischen Küste zwanzig Stationen einrichten, an welchen täglich der Zustand der oberen Luftschichten in einer Höhe von 2 Kilometern und darüber durch ein mit Flugdrachen emporgelobenes Registerinstrument erforscht werden soll. Man wird die Ergebnisse dieser Untersuchung dann zu einer Wetterkarte der oberen Luftschichten zusammensetzen, ebenso wie jetzt Wetterkarten für die Erdoberfläche hergestellt werden. Man wird dann nicht nur die Witterung der Fläche nach, sondern auch in senkrechter Richtung beurtheilen können, und ein dauernder Vergleich des Zustandes der Atmosphäre unmittelbar über dem Erdboden in höhere Luftschichten wird ohne Zweifel weitere wichtige Gesetze für die Veränderung der Witterung und damit für die Wettervorhersage abgeben. Von besonderem Interesse wird es sein, auf diese Weise die Verschiedenheit der Temperatur in verschiedenen Gegenden einer Cyclone zu beobachten und danach die wahrscheinliche Richtung zu bestimmen, in der die Cyclone vorschreiten wird, dasselbe gilt von den in den Vereinigten Staaten besonders gefährdeten Kälteellenen. Bei dem kaum zu bezweifelnden Erfolge dieser neuen Art der meteorologischen Forschung wird es nicht mehr lange dauern können, bis auch in Europa die meteorologische Beobachtung zu dem Hilfsmittel der Flugdrachen greifen wird; und so wird dieses ursprüngliche Kinderspielzeug vielleicht in einer nahen Zukunft eines der wichtigsten Hilfsmittel werden, um die Witterung der kommenden Tage voraus zu bestimmen. —

Bergbau.

Die Elektrizität findet auch im Bergbau immer mehr Anwendung. Während schon jetzt im Ruhr-Kohlenbezirk fast keine größere Zeche mehr ohne elektrisches Licht ist, geht man auch schon dazu über, die Elektrizität in der Grube in Anwendung zu bringen. So treibt sie auf Zeche „Franziska Tiefbau“ schon seit geraumer Zeit eine Luftschraube und eine Fördermaschine. Auch bei der sogenannten Streckenförderung wird bereits Elektrizität benutzt. Die Stromzuführung erfolgt von der Kraftmaschine aus über Tage, während die Antriebsmaschine auf der fünften Sohle steht. Die Förderung wird hier in der Weise ausgeführt, daß von der 1000 Meter langen Strecke in Abständen von 30 Metern die beladenen Förderwagen dem Schachte, die leeren jedoch den einzelnen Betrieben wieder zugeführt werden. Da man mit der neuen Einrichtung zufrieden ist, hat auch die Verwaltung der Zeche „Holland“ in ihrem unterirdischen Betriebe, und zwar auf der fünften Tiefbaufohle, das elektrische Licht eingeführt. Außer dem Wasserhaltungs-Maschinenraum sind auch die verschiedenen Zugänge zum Maschinenraum, sowie die einzelnen Hauptförderstrecken, soweit sie betriebsfähig sind und von Bergleuten besahren werden, mit elektrischem Lichte versehen. Es ist nur noch eine Frage der Zeit, daß auch hier die Kohlenförderung mit elektrischer Kraft geschehen wird. Dadurch würde die Verwendung der Pferde in den Gruben überflüssig werden. Die Zechen sind auch schon deshalb der Umwälzung des bisherigen Betriebes nicht abgeneigt, weil der Bezug der elektrischen Kraft sich viel billiger gestalten wird, als die Benutzung der Pferde. —

Technisches.

Künstlicher schwarzer Marmor. In „Eng. and Min. Journ.“ wird ein von einer Firma in Catania ausgeführtes Verfahren beschrieben, gewöhnlichem Sandstein das Aussehen von schwarzem Marmor zu verleihen. Die „Chemiker-Zeitung“ entnimmt dem Blatt darüber folgendes: Gewöhnlicher weißer Sandstein wird in Stücke von gewünschter Form zerhackt und kommt dann in einen eisernen Kasten auf ein Drahtgitter, welches mehrere Zentimeter über den Boden angebracht ist, um die Berührung der Steine mit dem Boden zu verhindern. Die Steine dürfen sich auch gegenfeitig nicht berühren. Durch ein Eisenrohr wird sodann eine geschmolzene Masse aus gleichen Theilen Asphalt und Steinkohlen-theerpech eingelassen, bis alle Steine bedeckt sind. Hierauf kocht man 36 Stunden lang, nimmt die Steine heraus und stellt sie in einem

fahlen Raume zum Trocknen hin, wonach eine Bearbeitung und das Poliren wie bei gewöhnlichem Marmor vorgenommen wird. Das Kunstprodukt ist säurefest, widersteht atmosphärischen Einflüssen, Feuchtigkeit, Hitze und Kälte und soll ganz aseptisch sein. In derselben Weise werden andere Ziegel für Fußboden- und Dachbedeckung hergestellt, indem Sand, Zement und Wasser durchsineinandergerührt und, in Formen gepreßt und getrocknet, einer 30minütigen Behandlung mit der Asphalt-Theermasse, wie die Sandsteine, ausgesetzt werden. —

Humoristisches.

— Gute Kombination. Förster: „Na, studiren Sie wieder Naturgeschichte?“ — Schäfer: „Ja, Herr Förster, ich dochle eben, meine botanischen Kenntnisse und Ihr Latein gab' eine schöne Apotheke.“ —
— Scherzfrage. Wer macht auf dem Alexanderplatz die besten Geschäfte? — Die Verolina, der geht alles „unter der Hand“ weg. —
— Er hat Recht. Zecher (aus einem Weinkeller taumelnd): „Es ist nicht wahr, was die Aerzte sagen, daß ein Ei und ein Glas Wein einen Menschen vierundzwanzig Stunden lang aufrecht erhalten können; ich habe sechszechu Eier gegessen und einige dreißig Gläser Wein getrunken und habe nun alle mögliche Mühe, mich nur einen Augenblick aufrecht zu erhalten.“ —

Vermischtes vom Tage.

y. In Ikehoe war ein praktischer Arzt zu 14 Tagen Gefängniß verurtheilt worden, weil er einer Arbeiterfrau 3 Mark unrechtmäßig abgenommen hatte. Der Arzt hat jetzt seinem Leben durch Deffnung der Hals- und Pulsader ein Ende gemacht. —
— Hamburg, 20. Dezember. Der heute Vormittag von Odessa kommende in hiesigen Hafen eingetroffene englische Dampfer „Loch Lomond“, Kapitän Morgan, stieß auf der Unterelbe mit einer Bark zusammen. Ersterer erlitt erhebliche Beschädigungen am Bug, außerdem brach die Vorderstange des „Loch Lomond“ und fiel von oben herab, einen Mann der Besatzung sofort tödtend. Ferner stießen heute Vormittag der englische Dampfer „City of Cadiz“ und der norwegische Dampfer „Gambetta“ zusammen; beide erlitten erhebliche Beschädigungen oberhalb der Wasserlinie. —
— Eine Frau aus Sulau bei Milisch ist wegen Diebstahls von Holz, das einen Werth von 10 Pfennigen hatte, zu 4 Wochen Gefängniß verurtheilt worden. Am Tage vor Weihnachten hat sie sich deshalb ertränkt. Zuvor hat sie Briefe an ihre Angehörigen und Bekannten und den Staatsanwalt geschrieben, in denen sie in rührenden Worten ihre Unschuld behauptet. Unter den Fenstern ihrer Wohnung fand man am ersten Feiertag früh verschiedene ihr gehörige Sachen und ein neues Kleidchen für ihr jüngstes Töchterchen. Jedensfalls ist sie, bevor sie den Sprung ins Wasser that, unter den Fenstern ihrer Wohnung gewesen, um ihre Angehörigen nochmals zu sehen. —
— Auf eigenthümliche Weise fand jüngst auf dem Wege zwischen Ober-Glogau und Reysch die Tochter eines Maurers ihren Tod. Sie ah während des Gehens ein Stück Murst. Ein Theil derselben kam in die Luftröhre, das Mädchen brach zusammen und war in kurzer Zeit eine Leiche. —
— In Goldberg (Schlesien) ist in der Nacht zum zweiten Feiertag die Frau eines Hutmachers mit ihren drei kleinen Kindern erstickt. Im Zimmer war während der Nacht Feuer ausgebrochen. Der Mann war zu den Feiertagen zu Verwandten gereist. —
— In Barmen ging die Frau eines Eisenbahn-Schaffners am ersten Weihnachts-Feiertag aus, um einzukaufen. Ihr Mann wollte ihr noch etwas nachrufen, lehnte sich dabei zu weit aus dem Fenster und stürzte aus dem dritten Stock auf das Straßenpflaster hinab, seiner Frau vor die Füße. Er war sofort todt. —
— An den schweizerischen Universitäten studiren gegenwärtig 600 Frauen und Mädchen; Genf allein zählt 314 Studentinnen. —
— In Paris ist der Direktor der „Opéra-Comique“, Léon Carvalho gestorben. —
— In Arrondissement Batna (Algier) leben mehr als 10 000 Personen (Araber) seit Wochen von Wurzeln. —
— Ein kostbarer Weihnachtsbaum. Im Lafayette-Hotel in New-York hat ein Mr. James Clements seiner Familie einen Weihnachtsbaum aufgestellt, dessen Zweige mit Goldstufen im Werthe von 70 000 Dollars behangen waren. Mr. Clements ist ein junger Mann, der seinen Reichtum in Klondyke erworben hat; vor einem Jahre war er noch Weichensteller der Southern Pacific Railroad. —
c. e. Die Legislatur von Georgia (Nordamerika) hat unlängst den Beschluß gefaßt, die Verbrecher des Staates einfach nach Kuba zu expediren. —
— Die Kolonie Victoria (Australien) ist von einem zuflonartigen Unwetter heimgesucht worden, das große Verheerungen angerichtet hat. Das Städtchen Hill ist so gut wie weggefegt. —